

Wilhelm Dreyer

DER HELD VON KUMMEROW

Roman



Unverkäufliche Leseprobe

Wilhelm Dreyer
Der Held von Kummerow

Über den Autor

Wilhelm Dreyer, Jahrgang 1969, ist in einem Dorf in der Norddeutschen Tiefebene aufgewachsen, das so klein ist, dass selbst seine Einwohner nicht von seiner Existenz wissen. Inzwischen lebt er in Reinbek bei Hamburg und macht beruflich »irgendwas mit Finanzen«, soweit er das beurteilen kann. Die Welten aber, die in seinem Roman aufeinander-prallen, kennt er besser, als ihm lieb ist. Sagt er jedenfalls.

Und die idealen Leser für diesen Roman? Man erkennt sie wohl daran, vermutet er, dass sie sowohl den *Economist* als auch die *Titanic* abonniert haben. Aber gibt es, abgesehen von ihm selbst, noch andere Menschen, auf die das zutrifft?

Unverkäufliche Leseprobe

Wilhelm Dreyer

**Der Held
von Kummerow**

Roman

Impressum

Wilhelm Dreyer
c/o Impressum-Service Dr. Lutz Kreutzer
Hauptstraße 8
83395 Freilassing
post@wilhelm-dreyer.de
Nur Briefe, keine Päckchen und Pakete!
Der Impressum-Geber (Impressum-Service) ist nicht für den
Inhalt verantwortlich.

Text: © 2026 Copyright by Wilhelm Dreyer
Umschlaggestaltung unter Verwendung einer Gouache von
Kai Würbs (www.wuerbs.de)

Herstellung: epubli – ein Service der neopubli GmbH,
Köpenicker Straße 154a, 10997 Berlin
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@epubli.com

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus
Informationen insbesondere über Muster, Trends und
Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«)
zu gewinnen, ist untersagt.

Unverkäufliche Leseprobe

Natürlich für Eva.

EINS

In den 2010er-Jahren, kurz nach der Mittagspause.

Es half nichts. Er würde schreien müssen, damit sein Chef ihn am anderen Ende der Leitung verstehen konnte. Dirk Wagenfeld holte kurz Luft und rief in den Telefonhörer:

»Ich kündige!«

Sein Chef. Chef aller Chefs. Erschaffer von Himmel und Erde und des Jour fixe am Montagvormittag. El Chefe. Cheffsky. Cheffinski. Chefmann. Cheffikowsky. Cheffo. Irgend so ein Hamburger Porschefahrer eben.

Aus dem Telefonhörer kam nichts als Rauschen. Er presste die Muschel enger an sein Ohr und hörte doch nur die Fahrgeräusche. Dieses selbstgewisse, dezibelfrohe Dröhnen des 350-PS-Motors, das die Freisprechanlage aus dem Innenraum eines Porsche 911 übertrug, der sich irgendwo auf der A7 zwischen Hannover und Kassel befinden musste.

Dirk stand auf, stieß seinen Bürostuhl mit einer beiläufigen Bewegung Richtung Wand und wippte von einem Fuß auf den anderen. Es war seine erste Kündigung. Sein erster Job nach der Uni. Drei Jahre als Investment Analyst bei der Hamburg Green Capital GmbH waren wirklich genug.

Im Fenster sah er, wie in einem Büro im gegenüberliegenden Gebäude schon das Licht eingeschaltet wurde. Es war erst früher Nachmittag, aber der Tag war trüb, ein grauer Wintertag mit tiefen Wolken am Hamburger Himmel, als habe sich die Stadt eine Decke über den Kopf gezogen.

Hatte sein Chef ihn noch immer nicht verstehen können? Das Brummen

des Motors wurde ein wenig leiser, zumindest hatte es den Anschein.

Bremste er ab? Wollte er gar auf die rechte Spur wechseln?

»Haben Sie mich gehört?«

»Ja, ja. Warum? Warum wollen Sie kündigen?«

Glaubte der Mann im Porsche denn tatsächlich, dass er noch etwas ändern konnte? Dirk war vorbereitet. Vor ihm lag ein Blatt Papier, von dem er ablas:

»Ich möchte mich weiterentwickeln. Ich will mehr Verantwortung übernehmen. Mein volles Potenzial abrufen können.«

»Aber Herr Wagenfeld, das können Sie auch bei uns. Das wissen Sie doch. Oder haben Sie vergessen, was wir beim Jahresgespräch diskutiert haben?«

Hatte sein Chef dieses Gesprächsritual, dieses Festival der Worthülsen, etwa ernst genommen? Dirk wollte etwas entgegnen, doch ein Geräusch zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Abrupt breitete es sich im ganzen Raum aus. Rhythmisch und ausdauernd. Lockend und fordernd. Anmaßend und durchdringend. Dirks Blick schnellte nach links, wo er die Quelle sofort identifiziert hatte.

Schimpfwörter von schillernd strahlender Farbigkeit blitzten vor seinem inneren Auge auf. An alles hatte er gedacht. Den Schreibtisch aufgeräumt, damit nichts herumlag, was ihn ablenken könnte. Die Bürotür geschlossen, um ungestört zu sein. Die Bürotür wieder geöffnet, um nicht den Argwohn der Kollegen zu wecken. Sich die verschwitzten Hände gewaschen. Die Bürotür doch wieder geschlossen, damit niemand lauschen konnte. Tagelang hatte er sich alle denkbaren Fragen, die sein Chef stellen könnte, überlegt und vorab beantwortet – an all das hatte er gedacht. Nur daran nicht, sein Handy auszuschalten ...

Er grapschte nach dem Gerät und erkannte die Nummer im Display. Einen winzigen Moment noch zögerte er.

»Entschuldigung, ich muss ganz kurz ein Gespräch entgegennehmen ...

Bin sofort wieder da ...«

Er hielt sich das Handy ans Ohr und hörte die Stimme seiner Mutter:

»Ja, Dirk, bi Hahlbohms, dor is Hochtied, am Sonnabend, und...«

»Mama, ich...«

»Tante Hermann ist krank und Hildegard kann auch nicht. Kannst du...«

»Mama!«

»Kannst du kommen und uns beim Büffet aushelfen?«

»Mama, ich bin gerade in einem Telefonat, ich rufe gleich zurück, ja?«

»Kannst du um halb neun hier sein?«

»Ich ruf gleich zurück.«

»Tante Hermann ist...«

»Mama, bis gleich!«

Landschlachterei Wagenfeld mit Partyservice. Das waren seine Eltern. Und seine Großeltern. Und seine Urgroßeltern und sonstige Urahnen. Seit 1867 ging das schon so, wenn auch anfangs ohne den Partyservice. Den würde man wohl bald in Catering umbenennen müssen, damit die Leute wussten, was gemeint war.

Allen dreiunddreißigtausendachthundertsechundneunzig Einwohnern der Stadt Winsen an der Luhe war die Schlachtereie in der Tillystraße ein Begriff und die meisten von ihnen hatten dort schon mindestens einmal in ihrem Leben eine Grützwurst, ein Kotelett oder wenigstens ein Pfund gemischtes Hack gekauft. Auch in Harburg, Buchholz, Bardowick, Bleckede und Boizenburg, in Echem und Adendorf, in Meckelfeld, Over, Hoopte,

Fliegenberg und Bullenhausen, in Stelle und Radbruch, in Handorf, Drage und Marschacht, selbst in Lüne- und Lauenburg war der Betrieb bekannt und galt als Zierde des niedersächsischen Schlachterhandwerks.

Dirk Wagenfeld war nicht der Meinung, dass ihn das etwas anging. Winsen Town, das war seine Vergangenheit. Es sollte nicht auch noch seine Zukunft sein. Schlimm genug, dass seine Eltern ihn immer wieder zu Hilfsdiensten heranzitierten, wenn Not am Mann war. Dass er gar nicht mehr in Winsen, sondern längst in Hamburg lebte – es war bei ihnen noch nicht angekommen. Ihr inneres Winsen umfasste den gesamten Erdkreis.

Seinem Freund Veit passierte so etwas nie. Dessen Eltern hatten auch keinen Betrieb, den sie am Laufen halten mussten. Stattdessen waren sie Lehrer. Dass sie 650 Kilometer entfernt in der bayerischen Provinz lebten, mochte auch eine Rolle spielen. Jedenfalls konnte Dirk sich nicht erinnern, dass Veit je gesagt hätte: »I ko zu der Party leider ned kommen, mei Mutter hod mi gebeten, ihr zu helfen, die Deutscharbeit von der 10b zu korrigieren.«

Das war nur ein weiteres Beispiel für die vielen Startvorteile, die das Leben für Kinder von Akademikern bereithielt. Aber jetzt gerade hatte Dirk ganz andere Sorgen. Seinen Chef konnte er nicht noch länger warten lassen.

»Sind Sie noch da? Hallo?«

Nur ein Signalton, das war alles, was er als Antwort hörte. Die Verbindung war unterbrochen. Wahrscheinlich war sein Chef in ein Funkloch gefahren. Dann eben neu wählen. Die Lippen zusammengekniffen, konzentriert das Ziffernfeld des Telefons im Blick, presste er die Tasten. Das Besetztzeichen! Natürlich. Führungskräfte müssen ihre Zeit effizient nutzen. Nur verständlich. Jemand wie sein Chef wartete doch nicht, bis es

seinem Angestellten gefiele, das unterbrochene Gespräch fortzusetzen.

Völlig nachvollziehbar.

Dirk holte tief Luft. Ewig wahre Worte schossen ihm durch den Kopf, mit einer Klarheit und Deutlichkeit, dass er sie fast bildlich vor sich sah, so als wären sie wie ein Graffito auf seine Netzhaut gesprüht:

»SO EINE SCHEISSE!«

Es wäre ja alles kein Problem gewesen, wenn er auch noch am Folgetag hätte kündigen können. Morgen käme der Chef wieder ins Büro. Aber dann wäre es zu spät. Um die Frist noch einzuhalten, musste es heute sein.

Sein Chef folgte nun mal einem von ihm selbst entwickelten hyperhanseatischen Ehrenkodex: Ein guter Hamburger Kaufmann versteckte sich nicht hinter irgendwelchen Papieren oder E-Mails. Wichtige Dinge besprach man persönlich oder eben am Telefon, wenn es nicht anders ging. Das gesprochene Wort galt. Im 21. Jahrhundert war das natürlich manierterer Quark, fand Dirk. Aber mit Blick auf das Arbeitszeugnis wollte er seinen Chef nicht vor den Kopf stoßen und spielte mit. So gut es eben ging.

Angerufen hatte er ja nun. Auch wenn das Gespräch unterbrochen worden war - reichte das nicht, um der Pflicht Genüge zu tun? Dirk überlegte einen Moment. Den Hörer schon in der Hand starrte er nach draußen in die aufziehende Dunkelheit. Dann wählte er doch wieder die Nummer seines Chefs. Immer noch besetzt ...

In den Sack zu hauen, hatte er sich leichter vorgestellt. Warum war das so kompliziert? Hätte er vorher jemanden um Rat fragen sollen? Nur wen? Da war niemand. Schon gar nicht in Winsen.

Wer in Winsen lebte, hatte einen vertrauten Beruf. Einen Beruf, bei dem

alle sich vorstellen konnten, welche Aufgaben damit verbunden waren. Krankenschwester zum Beispiel. Oder Tischler. Kassiererin. Versicherungskaufmann. Maler. Selbst was ein Mechatroniker machte, konnte man sich noch verschwommen vorstellen, auch wenn man in Wahrheit keine Ahnung hatte (und außer den Mechatronikerinnen und Mechatronikern selbst wusste das auch wirklich niemand). Aber welches Handwerk betrieb ein Investment Analyst?

Beim sechzigsten Geburtstag von Tante Hanni hatte er versucht, es den Verwandten, die sich neugierig um ihn geschart hatten, zu erklären. Da stand er vor ihnen, ausgestattet mit dem ersten Universitätsdiplom der Familiengeschichte, starrte in die Runde - und sollte ihnen beibiegen, womit er das Geld für seine Miete verdiente.

Von *renewables* als Beispiel für *alternative assets*, die in der *asset allocation* institutioneller Anleger immer wichtiger werden, hatte er geschwärmt. Von seinen Excel-basierten *financial models* berichtet, mit denen er die *IRR*, also die *internal rate of return*, ermittelte. *Hurdle rate ... Leverage ... Covenants ... Debt service coverage ratio ...*

Jeder Redner möchte bei seinem Publikum eine Wirkung erzielen. Insofern war Dirk erfolgreich gewesen. Nur war es nicht annähernd die Wirkung, die er sich erhofft hatte. Schon nach zwei Sätzen sah er nur noch betretene Mienen. Und je länger er geredet hatte, desto mehr war die Schar seiner Zuhörer geschrumpft.

Schließlich hatte er abgebrochen und nur noch schweigend zugehört, wie der Rest der Meute sich verteilte. Er war ganz einfach aus dieser Familie herausgewachsen. Oder nicht? Warum besuchte er dann diese Familienfeier, wenn er nicht mehr dazugehörte? Und warum konnte das

Wort »Zuhause« für ihn sowohl Winsen als auch Hamburg bedeuten – je nach Zusammenhang?

Dirk hatte keine Antwort auf diese Fragen. So musste sich ein Tier fühlen, dachte er, das sich häutete und es nicht schaffte, die alte, nutzlose Haut abzustreifen.

Manchmal, wenn er wieder einmal seinen Eltern bei Feiern und Volksfesten aushalf, traf er auf alte Bekannte aus der Schulzeit. Wie Schatten aus einer lang zurückliegenden Vergangenheit standen sie auf einmal vor ihm und deuteten einen Gruß an. Ließ sich ein Gespräch nicht vermeiden, kannten sie immer nur die gleichen Themen: Ein Kind war unterwegs und der Hausbau in Vorbereitung, in Umsetzung oder gerade abgeschlossen.

Dirk hörte ihnen mit gespielter Interesse zu und dachte dabei: Die haben es sich schon bequem gemacht in ihren Leben. Die haben keine Ziele, keine Ambitionen.

Dirk wollte mehr. Karriere machen. Um dann irgendwann Geschäftsführer zu sein. Ganz egal, ob die Firma groß oder klein war. Er spielte nun einmal kein Musikinstrument, war künstlerisch unbegabt, nur ein mittelmäßiger Sportler und verfügte auch sonst über keine hervorstechenden Fähigkeiten. Was blieb ihm denn anderes als irgendwas mit Management?

Und was ein Geschäftsführer war, das wusste man auch in Winsen. Einen Geschäftsführer würde niemand fragen, ob er das Büffet für Hahlbohms Hochzeit vorbereiten könnte.

Ein weiterer Versuch, seinen Chef zu erreichen. Endlich! Er kam durch!

»Ach, Herr Wagenfeld, gut dass Sie anrufen. Ich habe gerade mit Frau Degerling von Solar Explorers telefoniert. Sie wollte wissen, ob wir eigentlich noch am Solarpark Hünkendorf interessiert sind – was ist denn

da los, Herr Wagenfeld? Sie müssen mal Druck machen bei unseren Anwälten, dass die mit der Due Diligence endlich zu Potte kommen. Wie lange braucht Dr. Emmer denn noch für seinen Bericht?»

»Er wollte Mitte der Woche fertig sein.«

»Er muss morgen fertig sein! Frau Degerling verlängert unsere Exklusivität nur noch bis Ende der Woche, dann müssen wir ein Gebot abgeben.«

»Ich rufe Dr. Emmer gleich an.«

»Ja, machen Sie das! Ich will nicht, dass uns der Solarpark durch die Lappen geht, nur weil unsere Anwälte nicht fertig werden. Das ist doch grotesk!«

»Ich rufe ihn an.«

»Ja, tun Sie das.«

Das Geräusch des Motors klang wie das Rauschen der Meeresbrandung. Er überlegte einen Moment, ob sein Chef vielleicht nicht auf Geschäftsreise war, sondern seinen Urlaub verlängert hatte. Und sich in Wahrheit gerade an irgendeinem Strand in der Sonne rekelte und einen Cocktail trank. Auch Vorgesetzte waren schließlich nur Menschen, so wurde kolportiert. Aber wer konnte schon wissen, wie viel Wahres daran war?

»Gibt es sonst noch etwas?«, fragte sein Chef in das Rauschen hinein.

»Äh, ja, meine Kündigung...«

»Ach ja, richtig, Sie haben ja gekündigt. Tja, alles Gute dann. Kommen Sie noch einmal rein oder haben Sie Ihren Schreibtisch schon geräumt?«

»Natürlich komme ich noch einmal rein, die Kündigungsfrist beträgt ja drei Monate.«

»Dann sehen wir uns ja morgen im Büro. Und rufen Sie bitte gleich Dr. Emmer an.«

»Mache ich.«

»Nur aus Neugier: Wohin wechseln Sie eigentlich?«

»Zur Nielsen AG. Ich werde als Projektleiter Solarparks und Windfarmen realisieren, von der Projektentwicklung bis zum Bau.«

»Zu Nielsen? Haben Sie sich das gut überlegt?«

»Wie meinen Sie das?«

»Na, die Spatzen pfeifen doch von den Dächern, dass es denen längst nicht mehr so gut geht wie früher. Landhandel. Treibstoffhandel. Klar, das bringt Volumen. Nur, was haben die von ihrer Umsatzmilliarde, wenn sie nichts daran verdienen? Das sind Branchen, für die sich an der Börse niemand interessiert. Ich bitte Sie! Deshalb bauen sie jetzt auf Teufel komm raus die Erneuerbare Energien-Sparte auf, die die anderen Abteilungen alimentieren soll. Und ob der alte Nielsen noch in jeder Lage Herr des Geschehens ist, darüber gibt es auch geteilte Meinungen.«

»Ach, das ist nur Gerede. Und wenn es so ist, macht es die Herausforderung nur interessanter. Dann bin ich zur rechten Zeit am rechten Ort«, konterte er. Das hatte sich der Herr Chef bestimmt gerade ausgedacht.

»Schade. Da ist der Drops wohl gelutscht. Aber vergessen Sie bitte nicht, Dr. Emmer anzurufen.«

»Alles klar.«

Sie legten auf und das Rauschen brach unvermittelt ab. Es wäre still gewesen, wenn nicht genau in diesem Moment vor dem Haus ein Feuerwehrfahrzeug seine Sirene eingeschaltet hätte. Dirk ließ sich in seinen Bürosessel plumpsen. Geschafft. Das war es also. Er empfand eine leichte Benommenheit, ein schwankendes Gefühl, als befände er sich auf einem Schlitten, der einen verschneiten Hang hinunterschlingert. Dann rief er seine Mutter zurück.

»Kann Sabine euch nicht helfen?«

»Nee, weißt du doch, die Kinder.« Mal wieder die Kinder. Seit seine ältere Schwester ihren Amtmann mit Besoldungsgruppe A11 geheiratet, mit ihm Kinder bekommen und ein Haus gebaut hatte, fehlte es nie an einem Grund, weshalb sie gerade nicht im Betrieb aushelfen konnte. Und als Frau Amtmann war sie jemand. Sie hatte etwas gemacht aus ihrem Leben. Was hatte er dagegen schon vorzuweisen, außer einem Job, bei dem niemand sich vorstellen konnte, womit er sein Geld verdiente. Aber das würde sich nun ändern.

»Also gut. Ich kann Sonnabendmorgen kommen.«

»Ach Gott sei Dank, das ist gut. Weißt du, Tante Hermann ist krank und ...«

»Jaja, hast du mir schon erzählt. Übrigens, ich habe gerade meine Stelle gekündigt.«

»Was? Meine Güte, wieso haben die dir denn gekündigt?«

»Nein, nicht die. Ich war es. Ich habe gekündigt. Hier komme ich beruflich nicht weiter. Ich habe mir einen anderen Job gesucht.«

»Ja, wenn du meinst. Zahlen die denn mehr?«

»Darum geht es gar nicht. Es geht um meine beruflichen Entwicklungsmöglichkeiten. Um meine Karriere. Hier bliebe ich immer nur ein besserer Kofferträger.«

»Na, du musst es wissen. Dann arbeitest du weiter in Büro mit Computer und so? Oder was ist das für eine Arbeit?«

»Im Büro, natürlich, wo denn sonst, und Computer gibt es da auch.«

»Ja, Papa und ich, wir verstehen da ja nichts von. Aber deine Wohnung musst du alleine zahlen, hörst du, da können wir dir nicht helfen.«

»Die habe ich schon immer selbst bezahlt. Also mach dir mal keine Sorgen.

Bis Sonnabend!«

Noch könnte er auch alles wieder abblasen, überlegte Dirk, nachdem er das Gespräch beendet hatte. Er würde seinem Chef eben sagen, dass er es sich anders überlegt habe. Dass ihr Gespräch ihn zum Nachdenken bewogen habe und dass er doch recht eigentlich sehr gerne weiter für ihn arbeiten möchte. Er schüttelte den Kopf und lächelte in sich hinein. Ja, das könnte er tun.

Aber jetzt musste er erst einmal Dr. Emmer anrufen.

ZWEI

Drei Monate später.

»Guten Morgen, mein Name ist Dirk Wagenfeld, ich habe hier heute meinen ersten Arbeitstag.«

»Herzlich willkommen. Bitte warten Sie hier noch einen Moment, ich sage Frau Steffens aus der Personalabteilung Bescheid.«

Eine Herde Klubsessel stand beim Eingangstresen bereit und begrüßte jeden Besucher der Nielsen AG mit dem Versprechen von Gediegenheit und Honorigkeit. Dirk versuchte, in möglichst aufrechter Haltung in einem der erkennbar alten Sessel Platz zu nehmen, versank aber sofort tief und immer tiefer in dem weichen, durchgesessenen Lederpolster.

Allein mit der Kraft seiner Beine versuchte er, seinen unvorteilhaft tiefergelegten Rumpf wieder in eine höhere, würdigere Position hinaufzuschieben. Erstaunlich - der Reibungswiderstand der Rückenlehne ließ sich so einfach nicht überwinden. Dabei war sie von unzähligen Anzugjacken glatt und blank poliert worden.

Fester pressen? Fester pressen. Aber es passierte noch immer nichts. So lange, bis doch etwas passierte. Mit einem kolossalen Wuppdich und der Wucht einer Kontinentalplatte schrammte der Sessel den Marmorfußboden entlang, sonderte dabei ein Geräusch wie »schkkrieieieiemmmmmmm«¹ in

¹ Das Alfred-Wegener-Institut legt Wert auf die Feststellung, dass sein Namensgeber, der Entdecker der Kontinentaldrift, Prof. Dr. Alfred Wegener, die Geräusche von an einander vorbeischrämmenden Kontinentalplatten anders beschrieb. Statt eines »schkkrieieieiemmmmmmm« postulierte er ein »bbvvvroouummmmmmm«, ein »krrrrzzbrmmmmmmmm« sowie ein »krtzkrtzkrtzmmmmmaaaa«, war aber auch eines

die Eingangshalle ab und kam erst nach rund einem halben Meter zum Stehen. Dirk, dessen Position im Raum die unverändert gleichen GPS-Koordinaten aufwies, stellte fest, dass sein Gesäß jetzt über den Rand des Sesselpolsters hinausragte, somit in der Luft hing und von Sitzen im eigentlichen, wortwörtlichen Sinne nicht mehr die Rede sein konnte, da er sich körperlich in Gänze fläzend und hingelümmelt wiederfand.

Schlimmer noch: Die Hosenbeine seines Anzugs waren bei dem Sesselbeben nach oben gerutscht und gaben den Blick frei auf seine männliche Problemzone: Zwischen dem Nordrand seiner Socken und der Südkante seiner Hosenbeine klaffte eine Lücke, in der sich seine nackten, strahlend weißen Unterschenkel der Öffentlichkeit präsentierten.

Und dann war da dieses Augenpaar, das auf einmal von oben auf ihn herabsah, und diese blasse Seidenkrawatte, die ihm mit ihrem Muster aus aufgedruckten Flamingos fast ins Gesicht baumelte. Trotz seiner misslichen Lage erkannte er sofort, dass es eine Hermès-Krawatte war.

»Na, da ist ja der Mann, der uns Kummerow bringen soll. Alles in Ordnung bei Ihnen?«

Dirk kannte den Anzugträger, der ihn da in seiner unvorteilhaften Position taxierte. Beim zweiten Vorstellungsgespräch war er dabei gewesen - wie hieß er doch gleich? Genau: Westermann, und er war der Mitarbeiter, dessen Aufgaben er übernehmen sollte.

»Danke, alles bestens.« Er versuchte, sich betont lässig zu erheben, dabei seinen Anzug mit derselben souveränen Beiläufigkeit glatt zu streichen wie James Bond, der sich gerade aus einem explodierenden Hochhaus gerettet

volkstümlichen »kawumms!« nie abgeneigt.

und dabei ein gutes Dutzend Superschurken zur Strecke gebracht hat.

»Wer oder was ist denn Kummerow?«

»Kommen Sie am besten in mein Büro, sobald Sie Zeit haben, dann erkläre ich Ihnen alles.«

»Ich muss erst noch in die Personalabteilung.«

»Verstehe, die Erst-Einweisung für neue Kollegen. Aber lassen Sie sich von denen nur ja nicht zu lange die Zeit stehlen. Bis später!«

Dirk blieb jetzt lieber stehen, machte hin und wieder einen Verlegenheitsschritt in die eine oder andere Richtung, verschränkte die Arme abwechselnd vor und hinter den Körper, entsorgte seine Hände für eine gedankenlose Sekunde in den Hosentaschen, bevor er sie sofort wieder ans Tageslicht zog, sah sich scheinbar interessiert um, inspizierte den Fußboden (»Marmor geht immer«, war er sich sicher) und fixierte schließlich angestrengt die sieben schnörkellosen Buchstaben, die in Preußischblau groß über dem Empfangstresen montiert waren:

N, I, E, L, S, E, N.

DREI

Wie jede andere gewöhnliche Firma auch war die Nielsen AG das größte und erstaunlichste Unternehmen des Universums.

Am Anfang stand ein Hökerladen bei Flensburg, eine kleine schiefe Kate, in der die Landbevölkerung der Umgebung sich mit Werkzeug, Arbeitskleidung, Sämereien und Tratsch versorgen konnte.

Fast 200 Jahre waren vergangen, seit Jasper Anders Nielsen seinen Laden eröffnet hatte. Dass er florierte, lag zum Gutteil an der Sparsamkeit dieses Start-up-Unternehmers aus dem Biedermeier.

Es fing schon mit der Tinte an, mit der er seine Geschäftsbriefe schrieb und die Journale mit Einkäufen und Verkäufen füllte: Er streckte sie mit so viel Wasser, dass die blasse Schrift nur gerade noch zu lesen war.

Der Spott, den er sich deswegen einfiel, kümmerte ihn wenig, und auch nicht, dass es in der Gegend geradezu sprichwörtlich wurde, von einem Geizkragen zu sagen: Das ist auch so ein Blasser.

Seine Nachfahren schrieben weiter blasse Zahlen, eröffneten neue Läden oder kauften bestehende auf. Als in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts das Land motorisiert wurde, kam ein Netz von Tankstellen hinzu, das noch heute ein wichtiges Standbein war. Da war der Firmensitz längst nach Hamburg verlegt worden.

Eine kleine Niederlassung in Valparaiso, um am Guanohandel teilzuhaben, und eine Kaffeeplantage in Brasilien blieben Experimente. Dabei machte der »Nielsen Presidente« bei Kennern durchaus Eindruck (denen des Kaffees, nicht des Guanos).

In den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg dümpelte die Nielsen AG

als Mauerblümchen des Wirtschaftswunders brav und bieder, aber immer manierlich profitabel vor sich hin. Es bedurfte erst eines Hinrich Octavio Nielsen, um das Unternehmen aus seinem Schlummer zu wecken.

Seine Mutter entstammte dem brasilianischen Zweig der weitverzweigten Sippschaft und gab ihm aus Heimweh den zweiten Vornamen, der ihn in der Norddeutschen Tiefebene zum Exoten, zum bewunderten Geschöpf einer anderen Welt erhob.

HON, wie ihn alle Welt nach seinen Initialen kannte, war ein zur Unternehmensführung spät Berufener. Bis zu seinem vierzigsten Lebensjahr hatte er sein Dasein auf Erden vor allem der Zählung PS-starker Motorboote und der Erkundung von Ebenen, Tälern und Hügeln weiblicher Körperlandschaften geweiht.

Zumindest war dies das Bild, das sich eingepägt hatte, und ganz falsch war es nicht. Was die Zeitungen und Illustrierten aber nicht druckten, war, dass er über zehn Jahre lang ein Studium generale absolvierte und von Pharmazie über Ethno- und Archäologie, Komparati-, Kamerali- und Finno-Ugristik, Philosophie und Volkswirtschaft in fast jedes Fach hineinschnupperte.

Als er Mitte dreißig war, wurde das Drängen der Familie energischer, endlich eine tätige Rolle im Unternehmen zu übernehmen. Den Ausschlag gab für ihn die Erkenntnis, dass er für die Öffentlichkeit doch immer nur der »Gunter Sachs von der Waterkant« bleiben würde. Denn die Damen und Herren von der Presse dachten nicht im Geringsten daran, Sachs als den »Nielsen aus Gstaad« zu titulieren.

Ende der Achtzigerjahre stieg er ins Unternehmen ein und leitete eine Einheit, die, wenn er es richtig verstand, offenbar Elektrogeräte in Asien

einkaufte und an deutsche Handelsketten weiterverkaufte. So genau wusste er es auch nicht. Aus diesem Grund hatte er immer ausreichend Visitenkarten dabei, auf denen er zur Not nachsehen konnte, was seine Funktion war. Schnell befahl ihm in seinem Eckbüro die Langeweile. Es war an einem weiteren langweiligen Nachmittag (denn er kam immer erst gegen Mittag in die Firma), als ihm aufging, worin seine wahre Mission bestand. Und was gleichzeitig die Lösung aller Probleme war: Going Public. Den Laden an die Börse bringen.

Es war nicht schwer, im Kreis der Familie Verbündete für dieses Vorhaben zu finden. Die Aussicht, zumindest einige der Anteile an der Börse verkaufen zu können und Kasse zu machen, war ein zugkräftiges Argument. Denn der Lebenswandel, an den man sich seit einigen Generationen gewöhnt hatte, wollte finanziert werden. Gleichzeitig würde dem Unternehmen beim Börsengang Kapital für die Expansion zufließen. Dass der Aufsichtsrat HON auf seiner nächsten Sitzung zum Vorstandsvorsitzenden bestellte, war reine Formsache.

Alle profitierten von dem Projekt. Die Familie sowieso. Dann die Emissionsbanken. Die Corporate Finance-Berater. Die Investor-Relations-Berater. Die Placement Agents. Verschiedene Fondsmanager und Börsenhändler. Die Rechtsanwälte. Die Wirtschaftsprüfer. Noch mehr Rechtsanwälte. Die Agentur für das Finanzmarketing. Die Designer für den Geschäftsbericht. Die Fotografin. Der Personal Coach für HON. Sein Schneider. Ein halbes Dutzend Restaurantbetreiber. Ungezählte Taxifahrer. Und sogar Rex Gildo, der kurz vor Ende seiner Karriere auf der Party zum Börsengang noch einmal einen großen Auftritt hinlegte und jedes Hossa einzeln abrechnen durfte.

HON brachte Qualitäten in die Hamburger Firmenzentrale, die man dort noch nie vermutet und schon gar nicht angetroffen hatte: Glamour und Sex-Appeal. Damit hat man noch in jedem Jahrhundert und auf jedem Kontinent Investoren überzeugt, ihren Geldsack zu öffnen. Ein Rockstar-CEO, der vergessen ließ, dass am Ende für die Aktionäre doch nur die Kastelruther Spatzen aufspielten.

Dennoch war auch HON ein würdiger Nachfolger seiner sparsamen Vorfahren: Die Bildrechte an seiner zweiten Hochzeit verhökerte er meistbietend an eine Hochglanzillustrierte und hatte damit die Kosten für die Vorspeisen und für die Suppe (ohne die Einlage allerdings) schon wieder hereingeholt.

Mit gefülltem Bankkonto konnte die Nielsen AG auf Akquisitionstour gehen und Unternehmen in aller Welt erwerben. Eine Obstfarm in Neuseeland? Gekauft! Eine kleine Tankstellenkette in Kanada? Gekauft! Ein Landmaschinenhandel mit 22 Standorten in Spanien? Her damit!

Und jetzt boomten die erneuerbaren Energien und die Aktienanalysten konnten nicht genug davon hören: dass Nielsen mit von der Partie war. Dass Nielsen eine ganz neue Sparte »Renewables« gründete. Mit strategischer Bedeutung für das gesamte Unternehmen. Und dass überhaupt Nielsen mal wieder das ganz große Rad drehte. Das Übliche also.

VIER

»So früh hatten wir Sie gar nicht erwartet«, begrüßte ihn Frau Steffens.

»Meine Bahn war pünktlich, damit konnte ich nicht rechnen.«

»Jaja, die Bahn, immer für Überraschungen gut. Dann kommen Sie bitte erst einmal mit.«

Sie gingen durch einige Türen in den hinteren Bereich des Erdgeschosses. Dirk fiel auf, dass der Boden hier nicht mehr aus Marmor war. Billiges Parkett vielleicht? Wohl eher Laminat. Schließlich führte Frau Steffens ihn in einen kleinen Besprechungsraum.

»Das übliche Prozedere für unsere neuen Mitarbeiter sieht so aus, dass wir jeden zunächst kurz einweisen in die wichtigsten organisatorischen Essentials. Ich fürchte leider, Sie werden noch ein wenig warten müssen.«

»Warum?«

»Heute sind es mit Ihnen insgesamt vier neue Kollegen die Ihren ersten Arbeitstag haben. Die anderen sind leider vor Ihnen an der Reihe, deshalb werden Sie sich ein wenig gedulden müssen.«

»Ach, die anderen sind alle schon da?«

»Nein, Sie sind der Erste. Aber in der Reihenfolge stehen Sie an vierter Stelle, verstehen Sie?«

Das Cary-Grant-Lächeln, mit dem Dirk bislang den Ausführungen von Frau Steffens gefolgt war, machte seinen Abgang und Walter Matthau betrat die Bühne.

»Ich fürchte, das müssen Sie mir erklären.«

Frau Steffens sah ihn freundlich an und überlegte kurz, ob es möglich wäre, einen neuen Mitarbeiter schon an seinem ersten Arbeitstag wegen

Begriffsstutzigkeit abzumachen. Doch, doch, möglich wäre es. Aber der Verwaltungsaufwand... Sie nahm einen neuen Anlauf:

»Wissen Sie, Sustainability ist für uns sehr wichtig. Für uns ist Sustainability multidimensional. Chancengleichheit, Gleichberechtigung, Vorurteilsfreiheit, all das gehört dazu.«

Dirks Gesichtsausdruck war inzwischen bei Jerry Lewis angelangt.

»Jedem unserer Kollegen begegnen wir achtsam und wertschätzend. Und das beginnt schon am ersten Arbeitstag. Wir haben wirklich lange nach einem Weg gesucht, um niemanden bei der Ersteinweisung zu benachteiligen. Jeder soll die gleiche Chance haben, als erster dran zu kommen.«

»Schön, aber warum gehen Sie nicht einfach nach der Reihenfolge, in der die Mitarbeiter eintreffen?«

»Das wäre nicht diskriminierungsfrei. Wer im Rollstuhl sitzt, benötigt häufig mehr Zeit. Menschen mit einer Störung des Zeitgefühls wären auch benachteiligt.«

»Können Sie nicht einmal eine Ausnahme machen? Wo von den anderen doch noch niemand da ist?«

»Also ich bitte Sie, wir haben fast zwei Jahre nach einer Lösung gesucht, die wirklich allen Mitarbeitern gleiche Chancen einräumt. Da kann ich und will ich jetzt nicht ihretwegen den Betriebsfrieden gefährden.«

»Nein, nein, das will ich ja auch gar nicht.«

»Wenn Sie wüssten, was wir auf der Suche nach einem neutralen Kriterium alles diskutiert haben. Schuhgröße, Gewicht, Körpergröße – nur hätte das die Männer bevorzugt.«

»Wir können doch würfeln.«

»Würfeln – ging auch nicht. Frauen würfeln anders als Männer.«

Dirk verstand auf einmal, weshalb er beim Mensch-ärgere-dich-nicht gegen seine ältere Schwester nie eine Chance gehabt hatte.

»Einmal glaubten wir schon, die Lösung zu haben: Wir wollten nach der Dauer der Betriebszugehörigkeit gehen. Da haben alle die gleichen Chancen.«

Dirk nickte.

»Aber dann ging uns auf, dass ja bei der Ersteinweisung die Betriebszugehörigkeit identisch ist – nämlich ein Tag. Am Ende haben wir uns dafür entschieden, alphabetisch nach den Namen zu gehen.«

»Also muss ich jetzt wirklich warten, bis alle anderen dran waren?«

Im Hinterkopf begann Frau Steffens jetzt doch damit, die Abmahnung zu entwerfen.

»Also, Herr Wagenfeld, wir können das Alphabet ja einmal durchgehen. Mit Z haben wir – niemanden. Mit Y, mit X – niemanden. Mit W – oh, ich glaube, da haben wir jemanden. Oder wollen Sie abstreiten, dass Ihr Nachname mit einem W anfängt?«

»Ich habe das eigentlich immer mehr als Doppel-V gesehen.«

»Das brächte Sie in der Warteliste auch nicht weiter nach vorne.«

»Können Sie die Reihenfolge denn nicht nach dem Vornamen bestimmen?«

»Tut mir leid, in der Vorschrift ist eindeutig von Nachnamen die Rede. Und es würde Ihnen auch gar nicht helfen. Wir haben hier vor Ihnen eine Annabell, eine Beatrix und einen Chnut.«

»Knut?«

»Nein, Chnut.«

»Ach so.«

Es entging Frau Steffens nicht, dass die Spannung aus Dirks Körper wich und dass seine Statur unverkennbar ins Mehlsackige transsubstanzierte. Endlich schien er es verstanden zu haben. Seine Schultern hingen herab und sein Blick streifte hilflos durch den Raum als suche er nach den Illustrierten, die hier doch wie in jedem Wartezimmer bereitliegen mussten.

»Und was ist, wenn Sie ein anderes Alphabet verwenden?«

Was hatte er da gesagt?

»Sie könnten das kyrillische Alphabet verwenden. Das beginnt mit A, B, W. Da müssten meine Chancen doch steigen, als erster dranzukommen, oder?«

»Also Herr Wagenfeld, ich bitte Sie! Warum sollten wir in Deutschland das kyrillische Alphabet verwenden? Und wo kämen wir hin, wenn hier jeder mit seinem eigenen Alphabet unterm Arm hereinmarschiert?«

»Aber wird denn jemand benachteiligt? Das kyrillische Alphabet ist diskriminierungsfrei!«

Frau Steffens suchte nach einem Gegenargument und fand, in Ermangelung jeglicher Kenntnisse des Kyrillischen - keines.

»Da muss ich meinen Vorgesetzten fragen.«

Sie verließ kurz den Raum und kam mit einem zerknitterten Anzug zurück, in dem ein untersetzter Mann steckte, der sich als Personalleiter vorstellte. Er ließ sich alles erklären, machte so-so, ah ja, hm, hm, interessant, und sprach sodann die klugen Worte:

»Wir sollten die Qualitätssicherungsbeauftragte anhören.«

Sie gingen die Dame holen und kamen zurück mit einer blonden Person, die jeden anlächelte wie ein Honigkuchenpferd, das mit Glückspillen gefüttert worden war. Nickend lauschte sie dem Vortrag zum Sachverhalt.

»Danke, mehr Details benötige ich wirklich nicht. Aus der Perspektive der

Qualitätssicherung sehe ich da überhaupt kein Problem. Machen Sie es ruhig so. Brauchen Sie mich noch?»

Der dicke Anzug machte ein verdruckstes Gesicht.

»Wir sollten uns lieber noch auf Vorstandsebene rückversichern.«

Und wieder waren sie weg. Dirk wurde langsam nervös. Wenn jetzt einer der anderen neuen Kollegen auftauchte, wäre alles umsonst gewesen. Dann müsste er sich hintenstellen und warten. Und das, wo es hier im Warteraum noch nicht einmal Illustrierte gab! Die Tür ging auf und Frau Steffens steckte ihren Kopf hindurch.

»Wir haben das Go. Kommen Sie.«

Wieder ging es über einen langen Flur, bis Frau Steffens auf einmal vor einer hohen, schwarz lackierten Kassettenür stehen blieb. Die Tür wirkte zwischen den anderen, rein funktional gestalteten Raumöffnungselementen im Gebäude wie ein Museumsstück. War sie wirklich alt? Falls nicht, wäre sie zumindest ein gutes Imitat, fand Dirk.

Aus einem Stoffbeutel, den sie vorhin noch nicht bei sich gehabt hatte, kramte Frau Steffens einen unhandlich großen Bartschlüssel und öffnete die schwere Tür mit einer selbstverständlichen Handbewegung. Aus der dahinter liegenden Dunkelheit zog sie eine Fackel hervor, die sie, nicht ganz stilecht, mit einem Bic-Feuerzeug entzündete. Dirk folgte ihr und dem flackernden Licht eine Steintreppe hinab, die in eine Art Kellergewölbe aus nackten, unverputzten Ziegelsteinen führte. Wartete hier unten das Firmengespenst, das nun auch noch um Erlaubnis gefragt werden musste? Der muffige Geruch, der ihm gleich aufgefallen war, wurde umso schlimmer, je weiter sie die Treppe hinabstiegen. Sie gelangten in einen verliesartigen Raum, der gerade groß genug war, dass ein Tisch, eine von

Spinnweben überzogene Vitrine und ein Biedermeiersofa darin Platz fanden. Der Raum war stilecht wie im 19. Jahrhundert eingerichtet. Im Dämmerlicht hätte Dirk beinahe übersehen, dass die Vitrine mit Totenschädeln gefüllt war.

Frau Steffens schnippte eine schwarze Spinne, die nicht schnell genug flüchten konnte, von der Tischplatte ins Dunkel hinunter, zündete ein paar Kerzen an und stellte einen Leuchter auf den Tisch. Aus dem Beutel holte sie eine Kutte hervor, die sie sich überzog. Die Kapuze fiel ihr so tief ins Gesicht, dass ihre Augen fast vollständig verdeckt waren. Sie hieß Dirk, an dem Tisch ihr gegenüber Platz zu nehmen, und reichte ihm ein mehrseitiges Formular.

»Willkommen zur Ersteinweisung für neue Mitarbeiter. Dieses Papier müssen wir jetzt gemeinsam durchgehen. Ich lese jeweils einen Punkt vor und Sie bestätigen immer durch ihre Unterschrift, dass Sie verstanden haben.«

Es begann eine Litanei von Regeln und Ermahnungen, die in einer Sprache formuliert waren, die man vielleicht als »barrierefreies Deutsch« bezeichnen konnte.

»Dieser Chip ist Ihr Schlüssel für alle Türen. Er ist kein Nahrungsmittel und darf nicht in Ihren Magen gelangen.«

»Schade, sieht eigentlich ganz appetitlich aus, wie dunkle Schokolade«, versuchte Dirk einen Scherz. Frau Steffens warf ihm einen Blick zu, der sagen wollte: »Genau wegen Vögeln wie dir muss ich diesen Zirkus hier machen«. Er sagte lieber nichts mehr und quittierte auf dem dafür vorgesehenen Feld.

Als sie endlich fertig waren, hatte er auf diesen wenigen Seiten so viele

Unterschriften geleistet wie wohl in seinem ganzen Leben noch nicht.

»Das Unterweisungsdokument müssen Sie jetzt noch auf der letzten Seite mit Blut unterschreiben.«

»Mit Blut?«

»Ja, mit Blut, das ist dauerhafter als Tinte. Oh – ich sehe gerade, dass ich die Utensilien, die wir dafür brauchen, vergessen habe. Bitte entschuldigen Sie mich einen kleinen Moment.«

Sie wand sich die Treppe wieder hinauf. Dirk blieb ratlos zurück. Was wollte sie denn holen? Einen Piekser um eine Fingerspitze zu perforieren und daraus einen Tropfen Blut zu gewinnen? Oder gleich ein Messer für einen größeren Schnitt? Dirk zählte nach: 13 Buchstaben waren es, wenn er seinen Vor- und Nachnamen zusammenrechnete. Dafür würde ein Tropfen Blut nicht ausreichen. Wie gut, dass seine Eltern ihm in weiser Voraussicht einen kurzen Namen gegeben hatten. Wenn er statt Dirk etwa »Johannes-Alexander« hieße, säße er jetzt ganz schön in der Patsche. Vielleicht genügten ja auch die Initialen im Unterschriftsfeld. Oder zwei Kreuze. Immerhin, sagte er sich, musste er nicht wie japanische Mafiosi einen ganzen Finger opfern. Wirklich beruhigen konnte ihn dieser Gedanke aber nicht.

Frau Steffens kehrte mit einer kleinen schwarzen Schatulle zurück, die sie vor sich auf den Tisch legte und nach einer Kunstpause, die ihm unanständig lang vorkam, bedächtig aufklappte. Tiefroter Samt zeigte sich, mit dem die Schatulle ausgekleidet war. Erst auf den zweiten Blick bemerkte Dirk das blanke Skalpell, das darin eingebettet lag.

Das Instrument war blitzblank und wirkte trotz seiner altmodischen Verpackung keineswegs wie ein Museumsstück. Im Gegenteil, dieses

Werkzeug schien regelmäßig benutzt zu werden. Mit steigender Unruhe beobachtete er, wie Frau Steffens sich Einweghandschuhe anzog und das Skalpell aus der Schatulle nahm. Noch war er sich unschlüssig, wann der Moment gekommen war, diesem Treiben Einhalt zu gebieten. Einen solchen Eklat wollte er an seinem ersten Arbeitstag nur ungern riskieren. Verstohlen suchte er nach dem Schalter für das Not-Aus, wie er ihn von der Wurstmaschine seiner Eltern kannte.

»Hier, ziehen Sie bitte diesen Handschuh über.«

Frau Steffens reichte ihm einen Handschuh aus Kunststoff, der einer menschlichen Hand präzise nachgeformt war, mit Falten, Fingernägeln und allem. Er passte für die rechte Hand und Dirk bemerkte beim Überstreifen, wie dick das Material war. Frau Steffens nahm ihr Skalpell, ergriff seine behandschuhte Hand – und machte einen kleinen Schnitt in den Handschuhdaumen. Eine dunkelrote Flüssigkeit trat hervor.

»Ach, Sie nehmen Theaterblut!«

»Natürlich nehmen wir Theaterblut. Die Berufsgenossenschaft würde uns verteilen, wenn wir anfangen, Löcher in unsere Mitarbeiter zu schneiden.«

Sie nahm Dirks Hand, drückte etwas Flüssigkeit aus dem undichten Daumen und ließ ihn dann in das hierfür vorgesehene Formularfeld einen Daumenabdruck unter das Dokument setzen.

»Damit sind Sie offiziell Teil der Nielsen AG. Nochmals herzlich willkommen!«

Sie streckte ihm ihre Hand schüttelbereit entgegen. Dirk strahlte und war über alle Maßen erleichtert, die Prozedur endlich überstanden zu haben. Enthusiastisch griff er zu, natürlich mit seiner rechten Hand, an der noch der Handschuh steckte.

»Was Sie noch wissen müssen...«, begann Frau Steffens und brach den Satz gleich wieder ab. Sie nahm die Taschentücher, die Dirk ihr hektisch entgegenstreckte, wischte ihre mit Theaterblut verschmierte Hand trocken, so gut es ging, und fuhr in demselben sachlichen Ton fort: »Was Sie also noch wissen sollten, ist Folgendes: Jedem neuen Mitarbeiter wird ein Mentor zugewiesen, der ihm hilft, sich in der Einarbeitungszeit zurechtzufinden. Der auch Kontakte zu anderen Abteilungen herstellt.«

»Ja, das wurde im Vorstellungsgespräch erwähnt.«

»Nun haben wir aber bedauerlicherweise noch nicht entscheiden können, wer ihr Mentor sein wird. Sie werden sich leider noch bis Anfang der kommenden Woche gedulden müssen.«

Dirk fragte lieber nicht, ob die einschlägige Verfahrensanweisung es denn gestatte, dass er einen oder sogar zwei Tage mentorenlos seinem Job nachging. Er verabschiedete sich eilig und nahm, als er die Treppe hinaufstieg, zwei Stufen mit jedem Schritt.